

ANNE FRITSCH

Ein Girlie hat ein bauchfreies T-Shirt an, auf dem „Diva“ steht oder „Schlampe“. Ein Girlie hat zwei Zöpfe, wäre gern Lolita, kaut Kaugummi und bewundert Yvonne Catterfeld. Julia Jentsch tut nichts von alledem. Trotzdem hat es sich irgendwann eingebürgert, dass die Kritiker sie als „Girlie“ bezeichnen und noch irgendwas vorne oder hinten dran hängen: Als Elektra war sie ein „Riot-Girlie“, als Desdemona ein „Turnschuh-Girlie“ und als Antigone gar eine „Girlie-Amazona“. Das klingt nach viel, beschreibt aber wenig. Vor allem nicht Julia Jentsch.

Die Besondere

Die Schauspielerin Julia Jentsch an den Münchner Kammerspielen.

In Jeans und ockerfarbener Kapuzenjacke sitzt sie in der Kantine der Münchner Kammerspiele und isst Erbsensuppe. „Wenn man den ganzen Tag im dunklen Keller probt, braucht man zwei Dinge“, sagt sie und lacht. „Licht und was zu essen.“ Sie lacht überhaupt sehr viel, ist gut gelaunt nach ihrer „Vor Sonnenaufgang“-Probe mit Thomas Ostermeier. Nach der Suppe gibt's Nudeln, das Gespräch muss noch ein bisschen warten, Julia Jentsch scherzt: „Keine Sorge, ich

hab' nur ein Fünf-Gänge-Menü bestellt.“

Die Idee, Schauspielerin zu werden, hielt sie während ihrer Schulzeit für „abwegig“, erzählt sie dann.

„Ich dachte immer, man muss einen anderen Beruf haben, mit dem man Geld verdient, damit man die Unabhängigkeit für das Theater spielen hat.“ Denn Theaterspielen wollte sie schon lange, aber eben „mehr so nebenher“. Um sich zu testen, hat sie sich bei der „Ernst-Busch“-Schauspielerschule in Berlin beworben – und wurde

sofort aufgenommen. Trotzdem dachte sie noch lange, sie würde anschließend was anderes machen, vielleicht studieren. Eigentlich dachte sie das, bis Frank Baumbauer sie direkt vom Intendantenvorsprechen der Schauspielschule an die Kammerspiele engagierte.

Dort saß sie dann im Dezember 2001 auf einem Schaumstoffgebirge in der *Jutierhalle*. Sie spielte die Tochter in der deutschsprachigen Erstaufführung von Enda Walshs „Bedbound“, diesem verrückten Stück, in dem ein Vater seine Tochter in ihrem Bett einmauert, weil sie seinen Vorstellungen nicht entspricht: Ihre dunkelblaue Trainingsjacke ist voll gekotzt, ihre Füße stecken in roten Strümpfen, ihre Beine sind gelähmt. Auf dem überdimensionalen Bett, das Christian Vahl in enormer Schiefele konstruiert hat, würde schon einem Gesunden jede Bewegung schwer fallen, für das kranke Mädchen aber wurde jeder Positionswechsel zur Herausforderung, ihre psychische Not physisch sichtbar. Julia Jentsch spielte diese Tochter, ohne in die Mitleidsschiene zu rutschen. In ihrem Trotz lag ein unbändiger Lebenswille, in ihrer manchmal rotzigen

Art wurde die ganze Tragik ihres eingemauerten Daseins spürbar. Dieses Mädchen träumt von der Welt außerhalb ihres Bettes, und Julia Jentsch ließ diese Welt allein durch ihre Vorstellungskraft und ihre Sprache vor dem Zuschauer erwachsen. Wenn sie vom Strand der Kindheit erzählte, sah man ein kleines unbekümmertes Mädchen vor sich, das durch die Dünen läuft und seine Umwelt erkundet. Und dann war da plötzlich wieder das Hier und Jetzt: das Bett und die Egomane ihres Vaters. Sonst nichts.

Es war Julia Jentschs erste große Rolle an den Kammerspielen. Inzwischen hat sie die Desdemona in Luk Percevals „Othello“ gespielt, die Antigone in der Regie von Lars-Ole Walburg, alle möglichen Figuren in Johan Simons „Die zehn Gebote“ nach Kieslowski (siehe S. 21 in diesem Heft) und die Brunhild in Andreas Kriegenburgs „Nibelungen“. Thomas Thieme nennt seine 27-jährige Kollegin unverhohlen seine „Lieblingsschauspielerin“ und veröffentlichte kürzlich im Spielzeitheft der Kammerspiele eine „Liebeserklärung“ an sie. „Über Julia Jentsch zu sprechen heißt, über etwas

Foto: Christine Frenzi



Besonderes zu sprechen“, schreibt er. Und weiter: „Als wir Othello probierten, habe ich ihr oft nur zugeschaut, obwohl ich hätte mitspielen müssen.“ Thieme war der Othello, Jentsch seine Desdemona, diese Frau, die es geben muss, um die Intrige möglich zu machen, die selbst aber nur eines ist: Objekt der Liebe und Eifersucht Othellos. Eine naive Liebende, die von der Schlechtigkeit um sie herum nichts ahnt. Julia Jentsch drückt ihren Kopf in Thiemes Bauch, schiebt ihn über die Bühne – die Liebe ihrer Desdemona ist verspielt in einer Welt der Macht, unschuldig in einer sexistischen Männerwelt. Uneitel trägt sie ihren Teil bei zu dieser Geschichte.

Eitel ist sie auch sonst nicht. Und das ist schon ein kleines Kunststück für jemanden, der innerhalb von vier Monaten in gleich drei Kinofilmen zu sehen war: „Die fetten Jahre sind vorbei“ startete am 25. November 2004, „Schneeland“ am 20. Februar 2005 und „Sophie Scholl – Die letzten Tage“ nur vier Tage später. Nachdem „Die fetten Jahre“ dann sogar zum Filmfest in Cannes eingeladen waren und sie auf der Berlinale für „Sophie Scholl“ mit dem „Silbernen Bären“ als beste Darstellerin ausgezeichnet wurde, gab es einen enormen Medienrummel um ihre Person. Julia Jentsch kommentiert trocken: „Da war jetzt ziemlich viel los dadurch.“

Vor allem seit „Sophie Scholl“ werden „Rolle und Schauspielerin und ich als Person ganz seltsam vermischt“, empfindet Julia Jentsch. Dauernd bekommt sie Briefe von den verschiedensten Organisationen, soll sie hier zu einer Lesung kommen oder dort eine Rede halten. Die Sache, die dahinter steht, ist oft gut, und sie versteht auch, woher die Anfragen kommen: „Weil man gerade diesen Film gemacht hat, ist man präsent, oder Schüler haben den Film gesehen.“ Das Wort „prominent“ kommt ihr in Bezug auf sich selbst nicht in den Sinn, obwohl sie zur Zeit wohl eine der bekanntesten Nachwuchsschauspielerinnen in Deutschland ist. „Ich bin jetzt schon wie-

der in Theaterproben und habe einfach gar nicht die Zeit und die Konzentration, um das alles in Ruhe durchzuschauen. Mein Beruf ist einfach der einer Schauspielerin.“ Trotzdem kriegt sie manchmal ein „blödes Gefühl“, wenn sie sich diesen guten Taten entzieht. „Auf der anderen Seite frage ich mich, warum ausgerechnet ich da jetzt eine Rede halten soll. Ich bin doch keine Fachfrau. Bei der Anti-Nazi-Demonstration in München war das was anderes, da wäre ich sowieso hingegangen.“

Irgendetwas muss aber doch an ihr sein, dass sie immer wieder als Kämpferin besetzt wird. Ob Antigone, Sophie Scholl oder die Jule in „Die fetten Jahre“ – Julia Jentsch spielt starke Frauen, die für ihre Überzeugung einiges in Kauf nehmen. Sie kann stur sein und ihre Widersacher mit ihrem Blick durchdringen. Gleichzeitig kann sie ihren Figuren eine Unschuld und Naivität geben, die sich auf den Zuschauer übertragen: Auch er will für einzelne Momente vergessen, dass Sophie Scholl von Anfang an keine Chance hat. Wenn sie beinahe aus dem Gefängnis entlassen wird, wenn ein Lächeln über ihr Gesicht huscht, dann will man wider besseres Wissen auf ein gutes Ende hoffen. „Das finde ich schön“, sagt Julia Jentsch. „Vor allem bei so einem Film, bei dem der Zuschauer weiß, wie er ausgeht. Ich versuche immer, den Bogen vom Anfang an zu gehen und in der ersten Szene nicht ans Ende zu denken und noch nicht zu ver-raten, dass sich da was zusammenbraut.“

Und auch wenn so viele ihr gerne zuschauen: Julia Jentsch findet es jedes Mal merkwürdig, sich selbst in einem Film zu sehen, diese plötzliche Außen-sicht auf sich selbst, dieses „so bin ich also“. Wenn die Vision aus ihrem Kopf auf einmal sichtbar wird, fragt sie sich immer, ob man ihr das alles glaubt. „Ich denke noch lange nach, was ich hätte anders machen können. Aber in dem Moment, wo ich das gespielt habe, habe ich auch nachgedacht und ausprobiert

– und perfekter, als ich es gemacht habe, kann ich es einfach nicht. Ob's gut ist oder nicht, aber so ist es dann halt.“

Am Theater tritt dieser Punkt nie ein, und das findet sie so schön daran: dass sie immer weiter an sich arbeiten kann, dass jede Vorstellung anders ist als die vorherige. „Was mich fasziniert und mich für das Theater gewonnen hat, sind diese ganz besonderen Momente, die ich als Zuschauer hatte. Dass da so viele Menschen zusammen sind und sich für ein paar Stunden auf eine Sache, auf eine Geschichte konzentrieren und die zusammen durchgehen. Das ist einfach schön, sich dafür die nötige Zeit zu nehmen.“ Ihr Wunsch für die Zukunft ist daher auch ganz einfach: die Möglichkeit, noch viel auszuprobieren, viele möglichst unterschiedliche Rollen spielen zu dürfen. Im Film und im Theater. Das wünschen wir uns auch. Denn, um Thomas Thieme zu ergänzen: Über Julia Jentsch zu sprechen heißt, über etwas Besonderes zu sprechen. Julia Jentsch zuzuschauen heißt, jemand Besonderem zuzuschauen.

1 | Die Schauspielerin Julia Jentsch.

2 | Ans Bett gefesselt, doch voller Lebenswillen: In Enda Walshs „Bedbound“ hatte Julia Jentsch 2001 ihre erste große Rolle an den Münchner Kammerspielen.



Foto: Andreas Pohlmann